

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

17. (8. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

## 17. (8. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. Februar 1903, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen unter No. I bis XIII her.

### A. Naturgeschichtliches.

I. Victor Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-Linguistische Skizzen.

Ich lege Ihnen die 1902 erschienene 7. Auflage dieses klassischen Forschungswerkes vor.

Die erste Auflage erschien 1870; am 21. März 1890 starb Hehn, nachdem er noch eine 5. Auflage 1887 besorgt. Seither ist manches in den Anschauungen anders geworden, dennoch haben sich die beiden Herausgeber Prof. O. Schrader-Jena für den linguistisch-archäologischen und Prof. Engler-Berlin für den botanischen Teil (bei den zoologischen hat Prof. Alfred Nehring-Berlin vielfach ausgeholfen) nicht entschliessen können, Hehn's Text umzuarbeiten, ihre Mitwirkung vielmehr in Anmerkungen und Zusatzkapiteln niedergelegt.

Dass Hehn's Buch auch für unsere eigene Heimat von grosser Wichtigkeit ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Allerdings ist auch hier der Ausgangspunkt der Betrachtung ein anderer geworden. Hehn hat bis zu seinem Lebensende an dem Ursitz des indogermanischen Stammvolkes in Zentralasien festgehalten, während schon seit längerer Zeit (von mir persönlich schon vor vielen Jahren) angenommen worden ist, dass die Germanen ihren Ursitz in Norddeutschland und dem südlichen Skandinavien haben. Nach Schleicher und Hehn sowie anderen sprachvergleichenden Forschern aber kommen im Sanskrit und in der

Ursprache des noch ungeteilten, angeblich wie gesagt im fernen Osten Hochasiens zusammensitzenden indogermanischen Urvolkes beispielsweise bereits für Kupfer, Bronze und Eisen besondere Bezeichnungen vor. Danach müssten doch unsere germanischen Altvorderen schon vor dem Ausmarsch nach Europa das Eisen gekannt haben. Ungezählte Funde in Deutschland und Skandinavien zeigen aber, dass sie hier die ganze Entwicklung mindestens von der jüngeren Steinzeit ab, durch das Kupfer- und Bronzealter, sowie durch die Eisenzeit selbständig durchgemacht haben. Schon dies spricht dafür, dass unsere Vorgeschichte sich ganz anders entwickelt hat und dass gerade umgekehrt germanische Stämme weit nach Osten vorgedrungen sind, auch dorthin zum Teil ihre Eigenart verbreitet haben und zwar bereits im Besitz eiserner Waffen.

Gleichwohl hat Victor Hehn über die Verbreitung und Herkunft mancher Kulturpflanzen und Kulturtiere viele scharfsinnige und fruchtbringende Hypothesen aufgestellt.

Hinsichtlich der Kulturpflanzen sei mir bei dieser Gelegenheit nebenher zu bemerken erlaubt, dass Künstler und Schriftsteller fortgesetzt auf diesem Gebiet die schwersten botanischen und geschichtlichen Fehler begehen.

Auf ungezählten modernen Bildern, welche Griechenland und Italien sowie die übrigen Mittelmeerländer zum Gegenstand haben, finden sich die „Aloe“ und der Cactus (*Opuntia*) dargestellt. Bei der erstgenannten Pflanze wird ein doppelter wissenschaftlicher Fehler begangen, denn einmal handelt es sich regelmässig nicht um die afrikanische Aloe, sondern um die damit stets und ständig verwechselte *Agave* und dann ist letztere amerikanischen Ursprungs gerade wie die *Opuntia*. Beide Pflanzen sind allerdings auf beiden Seiten des Mittelmeers erstaunlich verbreitet bis herauf zum Lugano- und Gardasee. Die Früchte der *Opuntia* sind in Sizilien und in den ehemaligen Barbareskenstaaten Volksnahrung geworden. Ich habe Beduinen-Siedelungen mit dichten Hecken von *Opuntien* gesichert gesehen, deren schreckliche Stachelgarnituren selbst Leoparden und Hyänen nicht zu durchbrechen wagen. Es ist zu verwundern, wie gerade in den muhamedanischen Ländern *Agave* und *Opuntia* so ungemein verbreitet sind, da sie doch erst vom 16. Jahrhundert ab nach der alten Welt gelangt sind, aber es ist doch so.

Ebenso verhält es sich mit dem Türkischen Weizen (Goethe sagt Türkisches Korn), dem Mais oder Mondamin. Auch dieser ist amerikanisch und postkolumbisch, die Bezeichnung Mais und Mondamin sind beide indianisch, wie ich Brandenburgia IX 96 erläutert. Der englische Essayist Hepworth Dixon schildert aber in seiner Lebensbeschreibung Ferdinands des katholischen von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella von Kastilien, wie das christliche Heer von der Stelle,

wo der bezwungene Boabdil zum letzten Male nach seinem verlorenen Königreich Granada herabschaute und die noch heut „el ultimo sospiro del Moro“, der letzte Seufzer des Mauren heisst, sich an dem Anblick der wogenden Maisfelder in der Vega von Granada erfreute. Das war 1492, als die Karaveln des Christoph Kolumbus sich im Weltmeer auf der ersten Fahrt nach Amerika schaukelten.

Noch verwegener ist der allerdings gern überkühne Romantiker Victor Hugo, der in seinem Geschichtsroman *Notredame* (Bd. III, Kap. 3) die „histoire d'une galette au levain de mais“ erzählt und Hefenkuchen aus Maismehl nach Paris in die Zeit um 1470 versetzt.

Ebenso greulich sind die chronologischen und geographischen Schnitzer, die man hinsichtlich der amerikanischen Tierwelt bei unseren Schriftstellern viel verbreitet findet. Auch hier müssen die Türken wieder herhalten; die stattliche, grosse, glänzend grün-schwarz gefiederte Ente mit den leuchtend roten Fleischlappen über dem Schnabelansatz, *Anas moschata*, heisst Türkische Ente, sie stammt aber aus Brasilien. Das Meerschweinchen (*Cavia cobaya*) wird von den Franzosen *Cochon de Barberie* oder *Cochon d'Inde*, von den Engländern *Guinea-pig* genannt, dabei stammt es ebenfalls aus Südamerika. Indische oder kalikutische Hühner wurden die nicht minder von Amerika zu uns gebrachten Puten oder Truthühner lange Zeit hindurch bezeichnet. Ich verweise hierbei auf das, was ich unter der Überschrift: „Truthahn und Perlhuhn“ *Brandenburgia VI*, S. 522 bis 526 mitgeteilt habe.

Noch viel seltsamer mutet es an, wenn Schriftsteller altheimische Pflanzen bei uns als solche nicht anerkennen wollen. So Felix Dahn in seiner Erzählung, welche die vielgefeierte blondgelockte Alemannensmaid Bissula betrifft\*). Ausonius, der Konsul (Ober-Präsident) Galliens und Dichter hatte sich bekanntlich in die von ihm gefangene Bissula verliebt. Dahn schildert dieselbe keineswegs als eine Barbarin, und ihr Gehöft, das man sich unweit des Bodensees nahe dem badischen oder württembergischen Ufer zu denken hat, wird als ein wohlgehaltenes

\*) Bissula, jenseits des frostigen Rheins gezeugt und erzogen,  
Bissula, die Du erblüht, nah des Danubius Quell:  
Einst gefangen im Krieg ist Siegerin sie in der Liebe,  
Hohe Wonne für den, welchem zur Beute sie ward.  
Römerin so durch Bande der Freundschaft bleibt sie Germanin,  
Blieb doch des Auges Blau, blieb doch das rötliche Haar,  
Zwiefach erscheinst Du uns jetzt, denn es schmücken mit doppelter Anmut  
Latiums Sprache den Geist, suebischer Reiz die Gestalt.“

Ausonius, der Dichter der Mosella, von dem diese Distichen herrühren, anscheinend Christ, scheint die Bissula rite zu seiner Gattin erhoben zu haben. Bei Dahn wird sie fein und zierlich, bei George Taylor (Adolf Hausrath) in seiner *Jetta* (Lpz. 1884) S. 198 etwas unbändiger geschildert.

Anwesen geschildert. So auch der Garten der Bissula, von dem Dahn sagt: (X. Aufl. 1902 S. 29) „Und gar seltsam berührten in dieser Wildnis das Auge einige römische oder doch südgallische Ziersträucher — Taxus und — sorglich gepflegt — edle Rosen“. — Dahn hätte sich doch erinnern sollen, was Caesar im Gallischen Krieg sagt: *Catuvolcus, rex dimidiae partis Eburonum, taxo, cuius magna in Gallia Germaniæ copia est, se exanimavit* (Catuvolcus, König des halben Teils der Eburonen, tötete sich mittels Taxus, von dem es eine grosse Menge in Gallien und Germanien giebt); so ist es sicherlich noch im Jahre 378 n. Chr. gewesen, als Ausonius die Bissula besang. Das blonde Schwabenkind brauchte Taxus (Eibe) nicht erst aus Italien oder Süd-Gallien zu beziehen\*).

Einen umgekehrten botanischen Fehler begeht George Taylor (a. a. O. S. 198), wenn er Jetta zu Ausonius sagen lässt: „Für das erste neue Gedicht an Bissula werde ich Dir aus meinem eigenen Garten einen Lorbeerkranz flechten“. In Alta Ripa (Altrip) bei Mannheim, das Taylor hier erwähnt, und sonst in Deutschland kommt der Lorbeer, wegen Ungunst der Witterung, schlechterdings nicht fort, d. h. er erfriert im nächsten kalten Winter,

Nach solchen Richtungen hin kann das feinsinnig und elegant geschriebene Werk Victor Hehn's nicht genugsam empfohlen werden, ich wiederhole: auch mit Bezug auf unsere Provinz Brandenburg.

Nur einen zoologischen Irrtum bei Hehn möchte ich noch hervorheben. Er anerkennt zwar für unsere Gegenden das diluviale Pferd, meint aber, dass in der Alluvialzeit das Pferd erst bei uns durch Reitervölker eingeführt worden sei. Das ist falsch. Das Wildpferd kommt in altalluvialen Torfmooren vor, es giebt auch schriftliche Ueberlieferungen. Darnach hat es nicht bloss verwilderte, sondern wirkliche Wildpferde (*Equuli agrestes*) vor dem Einfall der Hunnen und Avaren, der Ungarn und Mongolen in den verschiedensten Teilen von Deutschland gegeben, wobei nicht geleugnet zu werden braucht, dass die eindringenden östlichen Reitervölker gelegentlich neue Pferderassen bei uns eingeführt haben mögen. — Ich will das Pferde-Kapitel und damit Hehns Werk nicht verlassen, ohne auf die überaus merkwürdigen kleinen, zottigen, dicklichen Urwildpferde mittelasiatischer Herkunft aufmerksam gemacht zu haben, welche seit kurzem unser berühmter Zoologischer Garten der Umsicht und der Findigkeit des Direktors Dr. Heck verdankt. Es ist das nach dem ausgezeichneten Asienforscher Przewalsky sogenannte *Equus przewalskyi*, beschrieben in den wissenschaftlichen

\* In seiner Erzählung Chlodowech (481—511 n. Chr.) lässt F. Dahn Kinder sich Kränze aus blauen Kornblumen, (*Centaurea cyanus*) winden, aus einer Pflanze, die erst spät durch den Kornbau eingeführt sein soll. (6. Aufl. 1896. S. 68.)

Resultaten der Reisen von N. M. Przewalsky nach Central-Asien. Herausgegeben von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Zool. Teil Bd. I. Säugetiere Teil 2. Ungulata Heft I. W. W. Salensky. Equus przewalskyi. St. Petersburg 1902. Prof. Dr. P. Matschie wird demnächst in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift über das Ur-Wildpferd eine ausführliche Mitteilung bringen.

## II. Zum Schutz der natürlichen heimatlichen Pflanzenwelt.

„Die Gefährdung der Flora unserer Moore, Vortrag von Prof. Dr. Conwentz in der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig 6. November 1901. Referat darüber im Prometheus, No. 6, 35. Jahrgang, XIII, S. 161—164. Durch Meliorationen, welche die Verwandlung des Moors in Wiesen und Äcker bezwecken, sind manche interessante Pflanzen in Westpreussen ausgerottet, so z. B. die schönen fleischroten Himmelschlüssel (*Primula farinosa*). Die Wassernuss (*Trapa natans*) lebte vor 40 Jahren noch im Mirchauer See, Kreis Karthaus. Nachdem jedoch bei einer Melioration 1862 der grösste Teil desselben abgelassen wurde, ging die Pflanze ein, und jetzt finden sich nur noch die subfossilen Früchte in der Tiefe des trockengelegten, moorigen Geländes vor. Anscheinend kommt die überaus merkwürdige Pflanze lebend, soweit bekannt, in Westpreussen, Posen und Pommern nicht mehr vor. *Rubus Chamaemorus*, die Zwergbrombeere, ist wahrscheinlich. *Aldrovandia vesiculosa*, eine insektenfangende Pflanze, ganz in Westpreussen ausgerottet. Die Zwerg-Birke (*Betula nana*) ist in einem zu Neulinum und Damerau gehörigen Hochmoor wieder neu entdeckt und auf Verwendung unseres Ehrenmitgliedes Conwentz durch ein Schonverbot in Schutz und Unterhaltung genommen.

In unserer Provinz Brandenburg geht man den Mooren womöglich noch eindringlicher zu Leibe, und es wäre daher zu wünschen, dass die Behörde, welche die beabsichtigten Sicherungsmassregeln ergreifen soll, auch einige interessante Moore zu Schon- und Schutzrevieren erklärte, so zwar, dass ihre Erhaltung auch durch den Wasserstand der Umgebung nicht beeinträchtigt wird. Letzterer ist nämlich ein Hauptpunkt, denn das betr. Moorschonrevier, wenn es auch unversehrt bleibt, muss doch zu Grunde gehen, wenn durch Entwässerung der Nachbarschaft ihm die Grundfeuchtigkeit entzogen wird. Die Auswahl der Moor-, Schutz- und Schonreviere kann also nur durch Botaniker im Verein mit Kulturingenieuren geschehen. U. a. müsste die Schonung der Wassernuss im Wernsdorfer See, Kreis Nieder-Barnim, empfohlen werden.

Ich benutze die Gelegenheit, um noch ferner darauf hinzuweisen, dass für Naturschutzgebiete im Heide- und Moorgelände auch der Naturwissenschaftliche Verein zu Bremen in seinen Abhandlungen, Bd. XV, Heft 3 (1901) eingetreten ist und darüber an das Preuss.

Landwirtschaftsministerium berichtet hat. Empfohlen werden Teile der Lüneburger Heide, wo Heide, Moor, Sumpf, Wald und Wasser wechseln. Vgl. auch Prometheus, XIII, No. 631, 1901. In Bezug auf die in unserer Brandenburgia viel genannte Wassernuss (*Trapa natans*) bemerke ich noch, dass nach Prometheus, No. 27 von 1899, S. 432 diese Pflanze neuerlich an neuer Fundstelle in der Lausitz im Schwarzen Schöps 4 Kilom. nordwärts zu Hammerteich unweit Creba in grossen Mengen gefunden ist. Siehe im übrigen Brandenburgia I 105 u. 183, II 89.

### III. Ein merkwürdiger Weidenbaum und sein Ende.

Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch-Guben hat die Güte, uns die vom 11. Februar 1903 datierte Nachricht aus dem „Bärwalder Wochenblatt“ einzusenden.

„Auf der städtischen Freiheit zu Bärwalde N. M. nahe der grossen Spüle am Stadsee stand seit unvordenklichen Zeiten ein grosser starker Weidenbaum, der auch schon seit vielen Jahren hohl war und infolgedessen von der Jugend oft zum Versteckspiel benutzt wurde. Aber auch Erwachsenen diente die altersgraue Weide zu gutem Zweck. Man rühmte ihr nach, dass sie geheime Heilkraft gegen Zahnweh besitze. In stiller Nacht pilgerten deshalb geplagte Seelen, namentlich weibliche, schweigend hin zu dem einsamen Riesen, umarmten ihn innig und drückten die heisse Wange gegen seine Rinde, wobei der Spruch geflüstert wurde:

Alter, ich komm zu dir,  
Meine Zähne schmerzen mich sihr,  
Nimm zu dir,  
Geh von mir!  
Im Namen des Vaters u. s. w.

Ob das „Böten“ oder „Biten“, wie diese Prozedur genannt wurde, geholfen hat, darüber berichtet die Sage nichts Genaues. Die Konsultation des Baumes hatte jedenfalls den Vorteil, dass sie billiger war, als die bei einem Zahnarzt. Der heilkräftige Baum sollte nun laut Magistratsbeschluss beseitigt werden. Am Sonnabend fand öffentliche Versteigerung an Ort und Stelle statt. Zur selbigen Zeit passierte ein Zahnheilkundiger von hier die nach dem Platze zu führende Strasse, wobei ihm zugerufen wurde, er möge nur auch mitbieten, der Baum sei es wert. Gesagt, getan! Und nach kurzem Bieten hatte der Zahntechniker die geheimnisvolle Weide für 1,50 Mk. erstanden. In einer nahen Bierstube wurde dann das Ergebnis des Termins besprochen und mit Heiterkeit dabei bemerkt, wie schön man auf diese Weise Konkurrenz los werden könne. Schliesslich zeigte auch ein anwesender Bäckermeister Neigung, den Baum zu erwerben, der aber dem Zahntechniker so leicht nicht feil war. Auf vieles Drängen schlug er aber doch dem neuen Liebhaber das wunderbare Gewächs für 5 Mk. zu. Am Dienstag sollte es fallen. Nachmittags traten fünf Mann, darunter anerkannt erste Kräfte von Bärwalde, bewaffnet mit Werkzeugen, Seilen u. s. w., auf dem Plane an und gingen dem Baume zuerst an den Wurzeln zu Leibe. Als einige

Lockerung erfolgt war, wurde der Wipfel mit einer Schlinge umfassen und dann die Leine angezogen. Es fiel — aber nicht der Baum, sondern das Seil platzte, und mehrere Beteiligte machten mit dem moorigen Seeufer unangenehme Bekanntschaft. Es wurde nunmehr zu einem zweiten Angriff geschritten, die Wurzeln wurden noch mehr gelockert und ganz dickes Tau herangeschafft. Unter schneidigem Kommando begann der zweite Zug; aber auch diesmal riss das Tau glatt durch, und ein erneuter Umfall der stattlichen Mannen erfolgte, dann stürzte endlich aber auch der Baum und zwar, so morsch war er, fast völlig in Trümmern. Nun lag am sumpfigen Uferstrand zerschmettert der einst so stolze Stamm, den so manche junge Schöne in ihrem Leid zärtlich umarmte; ein rechtes Bild der Vergänglichkeit! — Das war des Weidenbaums Glück und Ende!“

Unsere Brandenburgia-Freunde bitten wir, uns gelegentlich ähnliche für die Natur- wie Volkskunde gleichmässig wichtigen Nachrichten, die in den kleinen Lokalblättern spurlos verschwinden, mitteilen zu wollen.

#### B. Kulturgeschichtliches.

IV. Friedrich Wagner: Der Schatz der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg. (Sonderabdruck aus dem Hohenzollern-Jahrbuch 1902, S. 70—100).

Unser verehrtes Mitglied hatte die Güte, mir im Jahre 1900 ein Verzeichnis des Schatzes im Besitz der unglücklichen Gemahlin Joachims I. zu dem Zweck mitzuteilen, dass ich davon Gebrauch machen dürfte, als ich namens der Stadt Berlin am 2. November 1900 den Deutschen Goldschmiedetag begrüßte. Derselbe fand bekanntlich zur Ehrung des 400jährigen Geburtstages des grossen Renaissance-Artmeisters Benvenuto Cellini statt und es hat sich um die ganze Sache damals u. M. Herr Telge grosse Verdienste erworben. Ich verweise dieserhalb auf Brandenburgia IX. 377 flg.

Hier wird nun der Schatz im einzelnen nach seinem kulturgeschichtlichen Wert besprochen, dabei tritt das Milieu der Zeit überall ausdrucksvoll hervor und werden die einschläglichen Ereignisse, das Schicksal der dänischen Königstochter, ihres grausamen Bruders, des später landflüchtigen Königs Christian II. geschildert. Letzterer hat mich deshalb einmal — wie ich beiläufig bemerke — amtlich in Bewegung gesetzt, als ich nachforschte, wo das hölzerne Triglavbild aus der Marienkirche auf dem Harlungerberg bei Brandenburg a. H. (Pulkawa 1156 Abb. Cinn.) ein Ende genommen. Christian II. soll allerhand Raritäten gern gesammelt und u. A. auch das „abgedankte“ dreiköpfige wendische Götzenbild zum Geschenk von seinem Schwager erhalten haben. In Kopenhagen und Schweden ist meinerseits leider über dies Götzenbild absolut nichts zu ermitteln gewesen.

Ich bitte diese Abschweifung zu verzeihen und nunmehr aus der Schrift selbst und deren reichen Abbildungen zu ersehen, um wie viele und wie kunsthistorisch beachtenswerte Kleinodien und dgl. es sich handelt.

Was aus dem Schatz geworden, weiss niemand. Der Bruder Christians, in steter Geldverlegenheit, wird ihn allmählich verkauft oder verpfändet haben. Mit Bestimmtheit lässt sich kein Bestandteil des Schatzes mehr nachweisen.

Wir sind dem Verfasser für seine mühevollen Arbeit dankbar.

V. Robert Mielke: Museen und Sammlungen. Ein Beitrag zu ihrer weiteren Entwicklung. Berlin, Franz Wunder 1903. — U. M., der Herr Verf., nimmt auf Grund seiner vielfachen Kenntnis der Museen mit Recht für sich in Anspruch, dieselben einer Kritik zu unterziehen, namentlich die mittleren und kleinen. Er bedauert mit Recht, dass der preussische Staat, dem das prächtige, überaus reichhaltige Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in Berlin als Geschenk angeboten worden ist, dasselbe aus Besorgnis, dafür ein Haus bauen und die Verwaltung übernehmen zu müssen, nicht angenommen hat.\*)

Meinen Standpunkt, verehrte Anwesende, kennen Sie. Ich bin für Museen in kleinen Städten nur dann, wenn sie sich auf Überbleibsel und Überlebensmittel der Volkskunst beschränken, welche zur Belebung der gegenwärtigen und zukünftigen Volkskunst dienen. Ich habe auch gegen einige vorgeschichtliche Gegenstände darin nichts einzuwenden, z. B. ein paar Steingeräte und Urnen, welche neben guten Abbildungen und Nachbildungen einzelner Hauptfundstücke der betreffenden Gegend genügen, während die Originale den Provinzial-Museen zuzuführen sind. Besonders mögen aber einzelne ethnographische Gegenstände, welche unseren Kolonien entstammen, in den kleinen und kleinsten Museen hinterlegt werden, dgl. solche Objekte, welche sich auf die Kriegs- und Handelsmarine und unser Einfuhr- und Ausfuhrgeschäft beziehen. (Musée actuel und Musée social.) Dazu einzelne einschlägliche illustrierte Reiseberichte. Aber damit ist es in der Hauptsache genug!

Die Herren in den kleinen Städten, welche von der Nachahmungslust befallen, den Ruhm als Museumsgründer geniessen wollen, verstehen leider fast durch die Bank nichts von der Museumswissenschaft. Die Sammlungsgegenstände werden nicht gehörig inventarisiert und katalogisiert, nicht gehörig aufgestellt und schlecht konserviert. Sowie der eigentliche Gründungsgeist verrauscht ist, gehen diese Sammlungen fast regelmässig aus Mangel an Mitteln, Pflege und Interesse zu Grunde.

\*) Umgekehrt hat das Märk. Museum jenem Museum eine Unterkunft in seinem neuen Heim, das hoffentlich 1904 fertig wird, bislang ohne Erfolg angeboten.

Fast niemand kümmert sich mehr um das sogen. „Museum“, und wenn ein Fremder einmal kommt, um es zu besichtigen, dann entstehen die komischsten, allerdings auch nicht selten die betrübendsten Verlegenheiten.

Leider ist es so schwer gegen den Strom der Modetorheiten anzuschwimmen und zu letzteren gehört eben die jetzt so sehr grassierende Museumswut in den kleinen Orten. Selbst Dorfmuseen giebt es schon!

Wie die früheren Schriften Robert Mielke's („Der einzelne und seine Kunst“ und „Volkskunst“) sei auch das vorliegende Büchlein, als Beitrag zur Klärung der Museumsfrage, willkommen geheissen.

VI. U. M. Herr Professor Dr. Jentsch überreicht einen von ihm fachkundig und sachgemäss verfassten Artikel über die fünf kulturgeschichtlichen Ortsmuseen der Niederlausitz.

Auch hier ist die museale Zersplitterung ins Weite gegangen: Guben, mit der wesentlich von dem Verf. seit 1874 ins Leben gerufenen, mustergültig verwalteten Sammlung, welche Sie aus unserm Besuch am 11. Juni 1899 (*Brandenburgia* VIII, 153) kennen. Aber auch hier hat man sich bereits zur Abgabe der eisernen Sammlungsstücke an das Kgl. Museum zu Berlin genötigt gesehen, weil man dieselben vor dem Verfall nicht schützen konnte. Diese Massregel ist eine durchaus verständige.

Daran schliesst sich Kottbus, das übrigens selbst nur vorübergehend zur Nieder-Lausitz gehört hat. Sorau i. L. (1888), Forst i. L. (1898) und 1899 Lübbenau mit eigenem Museumsverein.

Der Artikel steht in den von Dr. Armin Tille vortrefflich redigierten „Deutschen Geschichtsblättern“, IV. Bd., Febr. 1903, S. 131 ff. (Gotha 1903).

VII. G. Sello: Roland Rundschau. Roland in der bildenden Kunst des letzten Jahres. Roland-Feuilletons: Neue Deutungen. Neues und Nachträgliches aus der Spezialliteratur; neue Rolande. Die böhmischen Rolande. Neueste Literatur-Nachlese. (In „Deutsche Geschichtsblätter“, IV. Bd., Febr. 1903, S. 115—128; wird fortgesetzt.)

Das Interessanteste für uns aus der Fülle neuer Nachrichten, die der in der Rolandsfrage zuständigste Verfasser bringt, ist seine Polemik (gegen Clauswitz u. a.) bezüglich eines Rolands im alten märkischen Kölln, S. 127:

„Das Berliner Stadtbuch erwähnt den Roland an zwei Stellen. Aus ihnen ergibt sich mit einer Bestimmtheit, wie sie grösser nicht gewünscht werden kann, der Standplatz des Roland in Berlin auf dem Molkenmarkt. Nach der ersten den Martini-Zins behandelnden Stelle, begann mit einem Eckhaus hart an sunte Nicolaus chore, also an der Nordostseite des Molkenmarktes, eine wohl nach der jetzigen Poststrasse zu gezählte Reihe von acht Häusern, zwischen deren fünften und sechsten sich ein unbenanntes (nach dem Nikolaikirchhof führendes) Gässchen befand, dessen eines Eckhaus

als gegen den Ruland bezeichnet wird. Im zweiten Abschnitt, vom Wortzins, wendet der Verfasser von den beiden Eckhäusern der Stralauer Strasse her sich nach dem „Alten Markt“; hier erwähnt er zunächst das nächste orthus by den Ruland (d. h. also auf der Nordostseite des Platzes), dann kommt er zur Lappstrate und bezeichnet das eine der beiden Eckhäuser derselben als negeste ort tu den Rulande wart. Nun geht er zurück in die Spandauer Strasse, welche wieder mit einem Hause hart an sunte Nicolaus chore beginnt. Erst dann schreitet er nach Kölln hinüber. Die in diesem Zusammenhange genannte „Lappstrate“ ist danach die zuerst erwähnte unbenannte Gasse, welche später ihren Namen veränderte und jetzt Molkenstrasse heisst. Das ist die einfache Lösung des Rätsels, und der Roland des brandenburgischen Kölln an der Ecke der Petristrasse ist Phantasterei.“ — S. Rietschel meint (Hist. Zeitschr. N. F. 53, S. 64), ich würde ihm wohl zugeben, dass die älteste Berliner Gerichtsstätte auf demselben Platze lag, wo der Roland stand. Ich kann das für die kurze Zeit von der Gründung der deutschen Stadt bis zu ihrer Erweiterung, bis zur Erbauung des neuen Rathauses und der Gerichtslaube zugeben. Dass man nachher den Roland ruhig auf dem Molkenmarkt stehen liess, beweist deutlich, dass man ihn damals und rund 1½ Jahrhundert weiter in Berlin nicht für ein Zugehör der Dingstätte, ein Gerichtsbild, oder für was ihn Rietschel sonst erklären will, ansah. Soweit ist es auch „direkt unwahrscheinlich“, dass er als dergleichen errichtet und wenige Jahrzehnte hindurch verstanden wurde.“

Hierzu sei zunächst bemerkt, dass dergl. Lappstrassen (Flickschneider) gerade wie Altböterstrassen (Altbüsser, Flickschuster) wohl in allen niederdeutschen Städten vorhanden gewesen sind, zum Teil hat sich diese Bezeichnung noch bis heutigen Tages erhalten (z. B. in Greifswald); zum grösseren Teil sind sie nach der Aufhebung des Zunftzwanges und der mit denselben verbundenen Einschränkungen, d. h. nachdem die Flickschneider und Schuhflicker sich auch in anderen Strassen ansiedelten, umgetauft worden.

Die Sellosche Vermutung, dass die jetzige Molkenstrasse früher eine Lappstrasse gewesen sei, hat viel für sich. Dann käme allerdings die Köllnische Lappstrasse gar nicht in Frage und damit fällt alsdann auch, wie ich anerkennen muss, die Hypothese eines besonderen Rolands in der Schwesterstadt Kölln.

Dafür, dass die Ecke Molkenstrasse und Molkenmarkt, d. h. das Haus mit der Rippe der eigentliche Standort gewesen, scheint die gerade hier lokalisierte, bisher aber in der Berliner Rolandsfrage, so viel ich weiss, völlig ausser Acht gelassene alte und verbürgte Riesensage zu spielen. Der Riese (W. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg, 2. Aufl., 1866, S. 1) wurde erschlagen und seine Glieder sind überall verstreut worden. Gerade hier an der Molkenstrasse aber hat man eine Rippe und einen Wirbelknochen von ihm angebracht. Hier haftet also die Erinnerung an den

Riesen ganz genau örtlich. Hier mag der steinerne Berliner Roland gestanden und eingeworfen worden sein (wie der Prenzlauer Roland). In der Volksphantasie hat sich die dunkle Überlieferung von dem Riesen Roland mit den unbekannt woher stammenden riesenhaften Walfischknochen vermengt, und es ist vielleicht statthaft, die, es sei nochmals betont, gerade genau an der Rolandsstelle lokalisierte Riesensage auf eine dunkle Erinnerung an Roland den Riesen, d. h. auf den wirklichen alten berlinischen Roland zu beziehen. Entweder hat man zum Gedächtnis an den Roland hier die Riesenknochen angebracht — das dünkt mich das Wahrscheinliche — oder man hat, nachdem die Walknochen hier aus irgend einem anderen Grunde angebracht waren — das dünkt mir das Unwahrscheinlichere — später dieselben mit einer Sage von einer Riesengestalt — das wäre aber unser „Ruland“, in Verbindung gebracht.

Die Hypothese eines „Rulands“ in Alt-Kölln wird man, mit Sello, wie schon angedeutet, wieder fallen lassen müssen.

VIII. Ich lege mehre Jahreshefte der uns befreundeten Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz vor und mache auf den reichen Inhalt, der sich praehistorisch vielfach mit unserer Niederlausitz berührt, aufmerksam.

Sie werden sich gewiss freuen zu hören, dass der Herausgeber der Jahreshefte und Vorsitzender der Gesellschaft, unser korrespondierendes Mitglied, Herr L. Feyerabend, soeben Direktor des neuen Städtischen Museums zu Görlitz geworden, also sein hierauf bezüglicher Lieblingswunsch in Erfüllung gegangen ist.

IX. „Das Schloss Eckartsberge und Eckartsburg“, Heft IV der Beiträge zur Lokalgeschichte des Kreises Eckartsberga (3. Aufl. 1902) und „Die Ruinen des Schlosses Eckartsberge und seine einstige Bedeutung als Festung“. (Eckartsberga 1902.) Zwei Schriften des für die Heimatkunde unermüdlich tätigen Superintendenten L. Naumann in Eckartsberga lege ich als neue Proben erfreulichster heimatkundlicher Tätigkeit vor. Die nicht genug zu rühmenden Bemühungen des Herrn Verfassers zur Belebung des Interesses für die engere Heimat sind Ihnen bekannt. Vgl. *Brandenburgia* VIII. 3; IX. 319; X. 267.

X. Der literarische Nachlass Eduard Hitzigs ist dank der Liebenswürdigkeit des Enkels, des Herrn Geheimen Medizinal-Rats Professor Dr. Jul. Eduard Hitzig zu Halle a. S. (geb. in Berlin am 6. Februar 1838), der sein Amt als Direktor der dortigen Irrenanstalt leider gerade jetzt wegen Augenschwäche hat aufgeben müssen, in den Besitz und das Eigentum des Märkischen Museums übergegangen.

Der spätere Kriminal-Direktor Julius Eduard Hitzig, 1780 zu Berlin geboren, war um 1806 in dem damals preussischen Warschau und musste dann, wie die meisten dortigen preussischen Beamten, flüchten. Er versucht sich als Schriftsteller und Buchhändler und wird 1815 Kriminal-

Rat beim hiesigen Kgl. Kammergericht. 1829 stiftet er die Gesellschaft für ausländische schöne Literatur, die sogen. Mittwochsgesellschaft, die sich später Montags versammelt (nicht zu verwechseln mit der Berliner Mittwochsgesellschaft „Freunde der Aufklärung“, 1783—1798, Brandenb. V, S. 309). Stirbt am 26. November 1849.

Der berühmte Berliner Architekt, Geheime Regierungs- und Baurat, Mitglied der Kgl. technischen Deputation für das Bauwesen und Senats-Präsident der Akademie der Künste, Friedrich Hitzig, nach welchem die hiesige Hitzigstrasse heisst, ist sein Sohn und dessen Sohn, wie schon angedeutet, der Stifter des Nachlasses. Der Baukünstler F. Hitzig ist geboren am 8. April 1811 zu Berlin, gestorben hierselbst am 11. Oktober 1881.

Nach dem hoffentlich noch fernen Ableben des kinderlosen Stifters fallen dem Märkischen Museum ausserdem noch verschiedene Ölgemälde der Familie zu: Porträt des Präsidenten F. Hitzig von Schrader, von dessen Ehefrau Fanny, geb. Reiss nebst Tochter Eugenie (Kniestück) von Magnus, Porträt des Donators F. Hitzig von Anton Seitz, dgl. von dessen Ehefrau Henriette, geb. Ranke von Schrader, Marmorbüste des Präsidenten Hitzig von Moser, ferner ein Album, Geschenk der Akademie der Künste zum 50jährigen Jubiläum, enthaltend 50 Blatt musikalische oder malerische Kompositionen von Mitgliedern des Senats und der Akademie im Wert von 6000 M. etc.

Der literarische Nachlass besteht ausser allerhand Aufzeichnungen in der Hauptsache in dem mit Zacharias Werner, Karl Freiherr de la Motte Fouqué, Adelbert von Chamisso und E. T. A. Hoffmann, also mit Vertretern der romantischen Dichterzeit, gepflogenen Briefwechsel.

Zacharias Werner, geb. am 18. November 1768 zu Königsberg i. Pr., hielt sich ebenfalls bis 1805 in Warschau, dann in Berlin auf. Er, der neben der Schicksalstragödie „der 24. Februar“ einen „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ geschrieben, wurde 1811 in Wien katholisch, dann Priester und starb daselbst am 18. Januar 1823.

Friedrich Heinrich Karl Freiherr de la Motte Fouqué, ein Enkel des berühmten Generals Friedrichs des Grossen, ist am 12. Februar 1777 zu Brandenburg geboren und am 23. Januar 1843 zu Berlin verstorben. Er lebte längere Zeit auf seinem Gut Nennhausen bei Rathenow, woselbst sich an ihn Erinnerungen erhalten haben. Sein Pseudonym ist Pellegrin, von seinen Dichtungen wird die Undine noch immer gelesen.

Über Adelbert von Chamisso, geb. im Januar 1781 zu Boncourt in der Champagne, 1796 Page in Berlin, gest. 21. August 1838, habe ich in der Brandenburgia IX, S. 494 flg. Mitteilungen, auf die ich mich beziehen kann, gemacht. Chamisso lebt auch von allen hier in

Betracht kommenden Schriftstellern, einschliesslich Hoffmann, noch am frischesten fort und ist in der gegenwärtigen Generation noch vollkommen so beliebt wie früher.

E. T. A. Hoffmann, geb. 24. Januar 1776 zu Königsberg i. Pr., gest. 24. Juli 1822 zu Berlin, wurde als junger Beamter ebenfalls 1806 aus Warschau vertrieben. 1808 finden wir ihn als Kapellmeister in Bamberg tätig, und entsinne ich mich noch mit Vergnügen, wie ich unlängst auf der Altenburg bei Bamberg ein Hoffmann-Zimmer fand, welches mehrfache Erinnerungen an diesen „genialischsten“ unten den Romantikern enthält. 1816 wurde er gleichfalls Rat beim Kammergericht. Es leben von seinen bizarren Schriften wohl nur noch Klein Zaches, genannt Zinnober und die leider unvollendet gebliebenen „Lebensansichten des Kater Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern“, in welcher halb-wahnsinnigen Persönlichkeit sich Hoffmann selbst bespiegelt, in unserm Volke fort. Dagegen gehören viele der prächtigen Novellen (Meister Martin der Küfer, der Majoratsherr, Doge und Dogaressa, Fräulein von Scudéry u. a.) zu dem unvergänglichen Literaturschatz des deutschen Volkes.

Bereicherungen unseres nicht sehr umfänglichen Wissens über die näheren Verhältnisse der genannten Dichter sind hoch erwünscht, insbesondere gilt dies von E. T. A. Hoffmann, bezüglich dessen die Quellen spärlich fliessen.

Herr Hans von Müller in Friedenau, der sich speziell mit Hoffmann beschäftigt, hat nun bereits die Güte gehabt, den literarischen Hoffmann-Schatz zu mustern und das beifolgende gedruckte „Verzeichnis der Schriftstellen von ihm, an ihn und über ihn, die im Besitz seines Biographen Hitzig gewesen sind“, aufzustellen. Es befindet sich in der Schrift, welche ich in Umlauf setze und die betitelt ist „Drei Separatabzüge zu E. T. A. Hoffmann als Neujahrsgabe auf 1903, zusammengestellt von Hans v. Müller.“

Wir dürfen mit Spannung den weiteren Veröffentlichungen entgegensehen.

Herr Geheim-Rat Dr. Hitzig erlaube ich mir für seine grossmütige literargeschichtliche Spende auch an dieser Stelle den wärmsten Dank auszusprechen.

XI. Unser Mitglied der Provinzial-Konservator für die Provinz Brandenburg, Herr Landesbauinspektor Büttner, hat die Güte gehabt, mir zu gestatten, aus seinem vorjährigen amtlichen Bericht dasjenige, was die Brandenburgia interessieren möchte, zum Abdruck zu bringen.

Ich danke hierfür verbindlichst und lasse den Text, wie nachstehend, folgen.